

FJODOR
DOSTOJEWSKI



DIE BRÜDER KARAMASOW

Roman in vier Teilen
mit einem Epilog

Aus dem Russischen von
Werner Creutziger

NIKOL
VERLAG

Anna Grigorjewna Dostojewskaja gewidmet

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, so bleibt es für sich allein; wenn es aber erstirbt, bringt es reiche Frucht.

Johannes 12, 24

Bemerkung des Autors

Da ich beginne, das Leben meines Helden, Alexej Fjodorowitsch Karamasows, zu beschreiben, spüre ich eine gewisse Verlegenheit. Denn ich nenne zwar Alexej Fjodorowitsch meinen Helden, weiß aber selbst, daß er keineswegs ein bedeutender Mensch ist, und darum sehe ich unausweichliche Fragen voraus, die etwa lauten: Was macht denn Ihren Alexej Fjodorowitsch so beachtenswert, daß Sie ihn zum Helden gewählt haben? Was hat er Besonderes vollbracht? Wem und wodurch ist er bekannt? Warum soll ich, der Leser, Zeit aufwenden, um mich mit Fakten seines Lebens zu befassen?

Die letzte Frage ist die heikelste; denn auf sie kann ich nur erwidern: »Vielleicht gibt Ihnen der Roman die Antwort.« Was aber, wenn man den Roman liest und keine Antwort aus ihm vernimmt, wenn man nicht bestätigt findet, daß mein Alexej Fjodorowitsch bemerkenswert sei? Ich spreche so, weil ich das schmerzlich voraussehe. Für mich ist er bemerkenswert, aber ich zweifle entschieden daran, daß ich es dem Leser werde beweisen können. Es geht doch darum, daß er wohl ein tätiger, wirkender Mensch ist, sich aber als ein solcher nicht mit Bestimmtheit und Klarheit zu erkennen gegeben hat. Übrigens wäre es eine wunderliche Sache, in einer Zeit wie der unseren von den Menschen Klarheit zu verlangen. Eines ist gewiß recht sicher: Wir haben es mit einem wunderlichen Menschen zu tun, mit einem Sonderling sogar. Doch Wunderlichkeit und Sonderbarkeit schaden eher, als daß sie ein Recht auf Beachtung gäben, besonders wenn alle danach streben, die Einzelercheinungen zusammenzufassen und einen gemeinsamen Sinn, sei er,

wie er sei, in der allgemeinen Sinnlosigkeit zu finden. Ein Sonderling wiederum stellt fast immer einen Einzelfall dar, eine Erscheinung ganz für sich. Ist es nicht so?

Ja, wenn Sie dieser letzten These nicht zustimmen, wenn Sie antworten: »Es ist nicht so« oder »es ist nicht immer so«, dann werde ich wohl doch, was die Bedeutung meines Helden, also Alexej Fjodorowitsch, betrifft, Mut fassen. Denn nicht nur, daß ein Sonderling keineswegs immer einen Einzelfall darstellt, eine Erscheinung ganz für sich, nein, dann und wann macht wohl er, der Sonderling, sogar Hirn und Herz des Ganzen aus, während die übrigen Menschen seiner Epoche allesamt für eine Weile sozusagen von ihm losgerissen worden sind, wie von einem kräftigen Windstoß.

Ich würde mich übrigens nicht in diese höchst uninteressanten und wirren Erklärungen einlassen und lieber kurzerhand, ohne Vorwort, beginnen; denn gefällt das Buch, wird man es ohnehin lesen; aber das Schlimme ist, daß ich nur die eine Lebensbeschreibung vorzulegen habe, sie jedoch in zwei Romanen geben will. Der Hauptroman ist der zweite; er behandelt das Wirken meines Helden schon in unserer Zeit, jawohl, in unseren Tagen, im gegenwärtigen Augenblick. Hingegen liegt die Handlung des ersten Romans dreizehn Jahre zurück, und es ist beinahe gar kein Roman, sondern bloß ein Augenblick aus der frühen Jugend meines Helden. Ohne diesen ersten Roman auszukommen ist mir unmöglich, weil manches im zweiten Roman unverständlich bliebe. So aber wird die Schwierigkeit, von der am Anfang die Rede gewesen ist, noch größer; denn wenn schon ich, das heißt der Lebensbeschreiber selbst, finde, daß vielleicht ein einziger Roman für solch einen bescheidenen und wenig ausgeprägten Helden zuviel sei, wie kann ich da mit zweien aufwarten, und womit sollte ich dann solche Anmaßung, die es auf meiner Seite doch wäre, rechtfertigen?

Da ich bei aller Mühe keine Lösung dieses Problems finde, will ich es nun ohne jede Lösung beiseite lassen. Natürlich hat der scharfsichtige Leser längst erraten, daß ich von Anfang an eben hierzu neigte, und verärgert über mich, fragt er sich nur,

warum ich fruchtlose Worte häufe und kostbare Zeit verschwende. Darauf werde ich jetzt genaue Antwort geben: Fruchtlose Worte und kostbare Zeit habe ich aufgewendet erstens aus Höflichkeit, zweitens aus Berechnung – immerhin kann ich später sagen, daß ich rechtzeitig gewarnt habe. Übrigens finde ich es sogar gut, daß mein Roman ganz von selbst in zwei Geschichten zerfällt, »bei wesentlicher Einheit des Ganzen«; denn nachdem der Leser die erste Geschichte kennengelernt hat, mag er selbst bestimmen, ob es sich für ihn lohnt, die zweite in die Hand zu nehmen. Natürlich ist keiner gebunden; man kann das Buch nach den ersten beiden Seiten der ersten Geschichte weglegen und nie mehr aufschlagen. Es gibt aber Leser mit so ausgesprochenem Feingefühl, daß sie das Buch auf jeden Fall bis zum Schluß lesen, um beim vorurteilsfreien Urteilen nur ja nicht fehlzugehen: zu ihnen gehören beispielsweise alle russischen Kritiker. Gegenüber solchen Lesern also ist mir jetzt immerhin leichter ums Herz – bei all ihrer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gebe ich ihnen doch einen höchst legitimen Anlaß, die Geschichte schon mit der ersten Episode des Romans abzutun. Damit bin ich am Ende des Vorworts. Ich gebe bereitwillig zu, daß es überflüssig ist; aber einmal geschrieben, möge es denn bleiben.

Und jetzt zur Sache.

ERSTER TEIL

ERSTES BUCH

Die Geschichte einer Familie

1

Fjodor Pawlowitsch Karamasow

Alexej Fjodorowitsch Karamasow war der dritte Sohn des in unserem Kreis ansässigen Gutsbesitzers Fjodor Pawlowitsch Karamasow, dessen Name damals in aller Munde war (und noch heute bei uns zuweilen genannt wird), weil sein Leben auf so tragische und geheimnisvolle Weise endete, was vor genau dreizehn Jahren geschah und worüber ich, wenn es an der Reihe ist, berichten werde. Einstweilen will ich über diesen »Gutsbesitzer« (wie man ihn bei uns nannte, obwohl er in seinem ganzen Leben fast nie auf seinem Gut gelebt hatte) nur soviel sagen: Er verkörperte einen merkwürdigen, dabei ziemlich häufig vorkommenden Typ, den Typ des nicht einfach nur lottrigen und ausschweifenden, sondern stumpfsinnig lottrigen und ausschweifenden Menschen, und zählte wiederum zu jenen Stumpfsinnigen, die es verstehen, ihre Besitzangelegenheiten – und offenbar nur sie – aufs beste wahrzunehmen. Fjodor Pawlowitsch zum Beispiel hatte fast mit nichts angefangen, unter den Gutsbesitzern war er ein ganz kleiner gewesen, er hatte, hierhin und dahin laufend, von fremden Tischen sich genährt, um ein rechtes Krippenreiterdasein sich bemüht; dagegen besaß er, als der Tod ihn ereilte, allein an Geld, wie sich zeigte, beinahe hunderttausend Rubel. Dennoch hatte er sein Leben lang nicht aufgehört, einer der stumpfsinnigsten Querköpfe in unserem ganzen Kreis zu sein. Ich wiederhole: Nicht von Dummheit ist die Rede; die meisten dieser Querköpfe sind ziemlich schlau und verschlagen; nein, es ist wirklich Stumpfheit, und zwar eine von besonderer Art, von nationaler Eigentümlichkeit.

Zweimal war er verheiratet gewesen, und er hatte drei Söhne:

den ältesten, Dmitri Fjodorowitsch, von der ersten Frau, die anderen beiden, Iwan und Alexej, von der zweiten. Die erste Frau Fjodor Pawlowitschs stammte aus dem ziemlich reichen und angesehenen Adelsgeschlecht der Miussows, die gleichfalls Gutsbesitzer in unserem Kreis waren. Wie es geschehen konnte, daß ein Mädchen mit beträchtlicher Mitgift, zudem eine Schönheit und, mehr noch, eines jener selbstbewußten, gescheiten Wesen, die wir bei der heutigen jungen Generation keineswegs selten finden, die es aber hier und da auch früher schon gegeben hat – daß also dieses Mädchen solch einen schätzbigen »Kümmerling«, wie alle ihn damals nannten, heiratete, werde ich nicht weiter zu erklären versuchen. Kannte ich doch eine – noch zur »romantischen« Generation von dazumal zählende – unverheiratete Dame, die nach etlichen Jahren heimnisvoller Liebe zu einem Herrn, den sie übrigens jederzeit in aller Ruhe hätte heiraten können, am Ende sich selber unüberwindliche Hindernisse ausdachte und sich in einer stürmischen Nacht von einem felsigen Hochufer in einen ziemlich tiefen und rasch strömenden Fluß stürzte, wo sie den Tod fand, dessen Ursache buchstäblich ihre eigenen Launen waren; sie starb so, einzig um der Shakespeareschen Ophelia zu gleichen; ja, wäre dieser Felsen, auf den sie seit langem ihre Aufmerksamkeit gerichtet und den sie liebgewonnen hatte, nicht so malerisch gewesen, hätte vielmehr statt seiner der Fluß an dieser Stelle ein prosaisches flaches Ufer gehabt, so wäre der Selbstmord womöglich ganz unterblieben. Dies ist wirklich geschehen, eine Tatsache, und es gilt zu bedenken, daß unser russisches Leben in den letzten zwei, drei Generationen von solchen oder ganz gleichartigen Tatsachen nicht wenige aufzuweisen hat. Ähnlich verhielt es sich mit dem Schritt, zu dem Adelaida Iwanowna Miussowa sich entschloß; zweifellos war es Widerhall fremden Sinnens, war eben auch »gefangnen Geistes Wallung«. Vielleicht trieb es sie, weibliche Selbständigkeit zu beweisen, etwas zu unternehmen gegen die Verhältnisse der Gesellschaft, gegen den Despotismus von Sippe und Familie, und die gefügige Phantasie mochte sie, sei es auch nur für einen Augenblick, da-

von überzeugt haben, daß Fjodor Pawlowitsch ungeachtet seiner Krippenreiterrolle immerhin einer der durch große Kühnheit und ätzenden Spott sich auszeichnenden Männer jener Epoche des Übergangs sei – des Übergangs zu jeglichem Besseren; dabei war er ein boshafter Possenreißer, nichts weiter. Das Pikante an der Sache bestand zudem darin, daß sie mittels Entführung vor sich ging – ein Umstand, der für Adelaida Iwanowna hohen Reiz besaß. Fjodor Pawlowitsch wiederum zeigte zu allen Streichen solcher Art schon angesichts seiner sozialen Stellung damals geradezu die größte Bereitschaft, wünschte er doch sehnlich, sich eine Karriere zu sichern, ganz gleich wodurch; und sich in eine gute Familie einzuschleichen und Mitgift zu vereinnahmen lockte ihn sehr. Was nun beiderseitige Liebe betraf, so war sie offenbar überhaupt nicht vorhanden, weder bei der Braut noch bei ihm, ungeachtet sogar der Schönheit Adelaida Iwanownas. So daß dieser Fall vielleicht den einzigen seiner Art im Leben Fjodor Pawlowitschs ausmachte, der bis zu seinem Ende ein Lüstling gewesen ist: Wenn nur ein Weiberrock – irgendeiner – ihn reizte, so besann er sich keinen Augenblick und heftete sich zudringlich an ihn. Indessen also machte allein diese Frau, was die sinnliche Seite betraf, auf ihn gar keinen besonderen Eindruck.

Adelaida Iwanowna gelangte sofort nach der Entführung, beinahe augenblicks, zu der Einsicht, daß sie ihren Mann nur verachtete, weiter nichts. Was aus der Eheschließung folgte, zeichnete sich darum außerordentlich rasch ab. Obgleich sich die Familie erstaunlich schnell mit dem Geschehenen abfand und der Entflohenen die Mitgift zukommen ließ, begann zwischen den Eheleuten ein denkbar unordentliches Leben, und es gab ständig Szenen. Wie erzählt wurde, bewies die junge Frau dabei unvergleichlich mehr Edelmüt und Würde als Fjodor Pawlowitsch, der, wie man heute weiß, ihr sämtliches bares Geld, nicht weniger als fünfundzwanzigtausend, gleich mit einem Male, kaum daß es in ihren Händen war, an sich riß, so daß die schönen Tausender von dieser Zeit an für sie gänzlich verloren, wie vom Wasser verschluckt waren. Was das Dörfchen

und das recht ansehnliche Haus in der Stadt betraf, die gleichfalls zur Mitgift gehörten, so verwendete er viel Zeit und die größte Mühe darauf, sie durch ein geeignetes Rechtsgeschäft auf seinen Namen überschreiben zu lassen, und wahrscheinlich hätte er das allein schon sozusagen dank der Verachtung und der Abscheu erreicht, die seine Gattin für ihn hegte und die er jede Minute mit seinen schamlosen Erpressungen und Bettelleien aufs neue hervorrief, auch allein schon dank ihrer seelischen Ermattung: nur daß er Ruhe gäbe. Doch zum Glück mischte sich Adelaida Iwanownas Familie ein und setzte der Räuberei Grenzen. Zuverlässig weiß man, daß es zwischen den Eheleuten häufig zu Schlägereien kam, aber es wird überliefert, daß nicht Fjodor Pawlowitsch schlug, sondern daß dies Adelaida Iwanowna tat, eine hitzige, mutige, ungeduldige brünette Dame von erstaunlicher Körperkraft. Am Ende lief sie fort aus dem Haus, fort von Fjodor Pawlowitsch, ging davon mit einem Lehrer, einem, der bloß Seminarbildung hatte und der in Bettelarmut sein Dasein fristete; in Fjodor Pawlowitschs Händen ließ sie den dreijährigen Mitja zurück. Schleunigst richtete Fjodor Pawlowitsch im Hause einen ganzen Harem ein und veranstaltete wüsteste Trinkgelage; in den Pausen aber bereiste er beinahe das ganze Gouvernement und beklagte sich tränenreich bei allen und jedem darüber, daß ihn Adelaida Iwanowna verlassen habe, wobei er so im einzelnen über sein Eheleben berichtete, wie es ihm, dem Gatten, die Scham hätte verbieten sollen. Und die Hauptsache: Offensichtlich machte es ihm Freude, es schmeichelte ihm sogar, vor allen Leuten seine lächerliche Rolle des gekränkten Gatten zu spielen, ja noch ausschmückend und ins einzelne gehend die Art seiner Kränkung zu beschreiben.

»Man könnte meinen, Fjodor Pawlowitsch, Sie hätten einen hohen Rang erhalten, so zufrieden sehen Sie aus, bei all Ihrem Kummer«, bemerkten ihm gegenüber die Spötter. Manch einer fügte gar hinzu, Fjodor Pawlowitsch genieße es, in aufgefrischter Possenreißerrolle erscheinen zu können, und um größerer Erheiterung willen tue er so, als bemerkte er nicht die Lächer-

lichkeit seiner Lage. Übrigens, wer weiß, vielleicht handelte er da auch naiv. Schließlich entdeckte er Spuren seiner Entflohenen. Es zeigte sich, daß die Ärmste in Petersburg war; dorthin war sie mit ihrem Lehrerchen gezogen, und dort stürzte sie sich in unbegrenzte Emanzipation. Fjodor Pawlowitsch wurde ohne Verzug sehr geschäftig und rüstete sich zur Reise nach Petersburg; wozu, das wußte er natürlich selbst nicht. Mag sein, er wäre wirklich gefahren; doch da er diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte er sich in besonderem Maße berechtigt, zur Aufmunterung, vor dem weiten Weg, sich wieder einmal der uferlosesten Zecherei hinzugeben. In diesen Tagen nun erhielt die Familie seiner Frau die Nachricht, daß sie in Petersburg gestorben sei. Ganz plötzlich sei sie gestorben, in einer Mansarde – an Typhus, wollten die einen wissen, während andere Gerüchte besagten, sie sei einfach verhungert. Fjodor Pawlowitsch war betrunken, als er die Nachricht vom Tod seiner Frau erhielt; es heißt, er sei dann auf die Straße gerannt und habe, vor Freude die Hände zum Himmel streckend, geschrien: »Herr, nun lassest du deinen Diener ...«; andere behaupteten, er habe geschluchzt wie ein kleines Kind, habe so geweint, daß es den Augenzeugen zu Herzen gegangen sei, bei aller Abscheu, die sie sonst für ihn empfanden. Sehr leicht kann sowohl das eine als auch das andere geschehen sein, das heißt, er kann sich über seine Befreiung gefreut und seiner Befreierin nachgeweint haben – alles zugleich. Meistens sind die Menschen, selbst die Schufte, viel naiver und einfältiger, als wir von ihnen annehmen. Wir selber sind's ja auch.

2

Den ersten Sohn abgeschoben

Es ist natürlich leicht vorstellbar, was für ein Erzieher und Vater so ein Mensch sein konnte. Was ihn als Vater betraf, so geschah genau das, was geschehen mußte, das heißt, er kümmerte sich nicht im mindesten um sein Kind, das er mit Adelaida Iwanowna

gezeugt hatte, und nicht aus bösem Willen ihm gegenüber handelte er so, auch nicht, weil ihn da etwa Gefühle des gekränkten Ehemanns beherrscht hätten, nein, er hatte das Kind einfach vergessen, völlig vergessen. Während er allen mit seinen Tränen und Klagen lästig fiel und sein Haus in eine Lasterhöhle verwandelte, nahm der treue Diener dieses Hauses, Grigori, den dreijährigen Knaben Mitja in seine Obhut; ohne seine Sorge wäre wohl zu dieser Zeit niemand dagewesen, der dem Kind das Hemd gewechselt hätte. Es kam hinzu, daß die Verwandten, die der Knabe mütterlicherseits hatte, ihn anfangs auch vergessen zu haben schienen. Sein Großvater, also Herr Miussow selbst, Adelaida Iwanownas Vater, lebte nicht mehr; zu kränklich geworden war Miussows Frau, Mitjas Großmutter, die als Witwe nach Moskau gezogen war; Adelaida Iwanownas Schwestern wiederum hatten allesamt geheiratet, und so mußte Mitja fast ein ganzes Jahr beim Diener Grigori bleiben und bei ihm im Gesindehaus wohnen. Übrigens, wenn sein lieber Papa sich seiner auch erinnert hätte (in der Tat konnte ihm die Existenz des Kindes nicht völlig entfallen sein), so hätte er selbst ihn wieder ins Gesindehaus geschickt, denn der Knabe hätte bei den Orgien im Hause gestört. Nun geschah es aber, daß aus Paris der Vetter der verstorbenen Adelaida Iwanowna zurückkehrte, Pjotr Alexandrowitsch Miussow, ein Mann, der später wieder über viele Jahre hin im Ausland lebte, doch zu der Zeit, von der hier die Rede ist, noch sehr jung war – eine ungewöhnliche Erscheinung unter den Miussows: gebildet, aufgeklärt, viele Städte und Länder kennend, zudem sein Leben lang ein Europäer, dann im höheren Alter ein Liberaler der vierziger und fünfziger Jahre. Sein Werdegang brachte ihn mit etlichen der am entschiedensten liberalen Männer seiner Epoche in Berührung, in Rußland und anderswo; er kannte Proudhon und Bakunin persönlich, und besonders gern dachte er, schon am Ende seiner Wanderjahre, an die drei Tage der Pariser Februarrevolution von achtundvierzig zurück; wenn er von ihnen erzählte, klang es, als habe er selbst auf den Barrikaden gestanden und an ihr teilgenommen. Es war eine der leuchtendsten Erinnerungen aus seiner Jugend. Er hatte

ein Vermögen, das ihn unabhängig machte: nach dem Maß von damals ungefähr tausend Seelen. Sein vortreffliches Gut befand sich gleich am Rande unseres Städtchens und grenzte an die Ländereien unseres berühmten Klosters, gegen das Pjotr Alexandrowitsch, nachdem er das Gut geerbt hatte, noch als ganz junger Mann, sofort einen endlosen Prozeß zu führen begann; in ihm ging es um das Recht auf Fischfang im Fluß oder auf Holzeinschlag im Wald, genau weiß ich es nicht; einen Prozeß gegen die »Kleriker« anzustrengen, hielt er jedenfalls geradezu für seine Pflicht als Bürger und als aufgeklärter Mensch. Nachdem er über Adelaida Iwanowna, an die er sich natürlich erinnerte und die ihm irgendwann sogar aufgefallen war, alles gehört, nachdem er von der Existenz ihres Sohnes Mitja erfahren hatte, nahm er sich, trotz seiner jugendlichen Entrüstung und der Verachtung für Fjodor Pawlowitsch, der Sache sofort an. Bei dieser Gelegenheit wurde er mit Fjodor Pawlowitsch überhaupt erst persönlich bekannt. Er erklärte ihm rundheraus, daß er die Erziehung des Knaben in seine Hände zu nehmen wünsche. Später erzählte er, um einen charakteristischen Zug zu bezeichnen, ausführlich, wie Fjodor Pawlowitsch, als er den Gast von Mitja sprechen hörte, eine Zeitlang so ausgesehen habe, als begreife er überhaupt nicht, um welches Kind es sich da handle, und wie es für Fjodor Pawlowitsch anscheinend sogar verwunderlich gewesen sei, daß er irgendwo im Hause einen kleinen Sohn hatte. Mochte Pjotr Alexandrowitsch da auch übertreiben, so mußte in seinem Bericht doch ein Körnchen Wahrheit stecken. Aber tatsächlich schauspielerte Fjodor Pawlowitsch gern, sein Leben lang liebte er es, seinem Gesprächspartner plötzlich eine Rolle vorzuspielen, mit der dieser nicht gerechnet hatte, und, was die Hauptsache ist, er tat es zuweilen ohne jede Notwendigkeit, sogar zum eigenen Schaden, wie zum Beispiel im vorliegenden Falle. Dieser Zug ist übrigens außerordentlich vielen Menschen eigen, auch sehr klugen, keineswegs nur dem Typ Fjodor Pawlowitschs. Pjotr Alexandrowitsch besorgte seine Sache mit großem Eifer und wurde sogar (gemeinsam mit Fjodor Pawlowitsch) zum Vormund des Kindes

bestellt, weil die Mutter immerhin noch einen kleinen Besitz hinterlassen hatte: das Haus und das Gut. Mitja zog nun wirklich zu diesem Vetter seiner Mutter, aber da der nicht selbst Familie hatte und nach dem Ordnen und Sichern seiner Einkünfte von den ihm gehörenden Gütern unverzüglich zurück nach Paris eilte, um lange dort zu bleiben, gab er den Knaben in die Obhut einer Moskauer Dame, einer Kusine seiner Mutter. So fügte es sich, daß auch er, von neuem in Paris heimisch, an das Kind nicht mehr dachte, vor allem dann nicht mehr, als eben jene Februarrevolution ausbrach, die seine Phantasie so sehr entzünden und ihm sein Leben lang gegenwärtig bleiben sollte. Die Moskauer Dame starb, und Mitja geriet zu einer ihrer verheirateten Töchter. Vermutlich hat er später noch zum vierten Male das Nest gewechselt. Darüber will ich mich jetzt nicht weiter verbreiten, zumal da es noch viel anderes über diesen Erstling Fjodor Pawlowitschs zu berichten geben wird; fürs erste beschränke ich mich darauf, über ihn die allernötigsten Mitteilungen zu geben, ohne die ich den Roman gar nicht beginnen kann.

Vor allem ist zu bemerken, daß dieser Dmitri Fjodorowitsch von den drei Söhnen Fjodor Pawlowitschs der einzige war, der in der Überzeugung aufwuchs, er besitze immerhin einiges Vermögen und werde nach Erreichen der Volljährigkeit unabhängig sein. In seiner Kindheit und Jugendzeit lief vieles ohne Sinn und Ordnung – das Gymnasium schloß er nicht ab, er geriet auf eine Militärschule, es verschlug ihn in den Kaukasus, er diente sich hinauf, duellierte sich, wurde degradiert, diente sich wieder hinauf, lebte flott und trank und brachte ziemlich viel Geld durch. Von Fjodor Pawlowitsch freilich bekam er vor Erreichen der Volljährigkeit nichts, darum machte er einstweilen Schulden. Ihn, Fjodor Pawlowitsch, seinen Vater, lernte er überhaupt erst kennen, als er, volljährig geworden, in unsere Gegend eigens zu dem Zwecke kam, mit ihm seine Vermögensangelegenheiten zu klären. Offenbar fand er auch bei dieser Gelegenheit an seinem Vater kein Gefallen; er blieb nicht lange bei ihm, reiste rasch wieder ab, nachdem er nur eine gewisse Summe von ihm herausholen und einen gewissen Kompromiß hatte erreichen können,

bei dem es um die weitere Zusendung von Einkünften aus seinem Gute ging; wieviel das Gut einbrachte und welchen Wert es hatte, das freilich (ein beachtenswertes Faktum) konnte er dabei von Fjodor Pawlowitsch eben doch nicht erfahren. Fjodor Pawlowitsch hatte in diesen Gesprächen gleich am Anfang (das gilt es festzuhalten) begriffen, daß Mitja von seinem Vermögen eine übertriebene und unrichtige Vorstellung hatte. Das befriedigte Fjodor Pawlowitsch sehr, denn er knüpfte daran seine besonderen Pläne. Es genügte ihm, zu wissen, daß der junge Mann leichtsinnig, ungestüm, seinen Leidenschaften ausgeliefert, ungeduldig, dem Weine zugetan war und daß man ihm nur immer mal einen Happen zuzuwerfen brauchte, damit er sich sogleich, wenn auch natürlich nur für kurze Zeit, zufriedengäbe. Das eben begann Fjodor Pawlowitsch auszunutzen, das heißt, er speiste Mitja mit Almosen, mit gelegentlichen kleinen Geldsendungen ab, und letztlich ergab sich daraus dies: Als Mitja, nachdem wieder vier Jahre vergangen waren, die Geduld verlor und zum zweiten Male in unserer Stadt auftauchte, nunmehr, um endgültig mit seinem Vater ins reine zu kommen, da stellte sich zu seiner größten Bestürzung plötzlich heraus, daß er buchstäblich nichts mehr besaß, daß da kaum noch etwas aufzurechnen war und daß er nach und nach bereits den ganzen Wert seines Besitzes von Fjodor Pawlowitsch sich hatte auszahlen lassen, ja, daß er selbst ihm womöglich etwas schuldete; es zeigte sich, daß er zufolge Punkt soundso und Punkt soundso jener Kompromißvereinbarung, die an dem und dem Tag eben auf seinen Wunsch getroffen worden war, gar kein Recht mehr hatte, etwas zu verlangen ... und so weiter. Der junge Mann war wie vor den Kopf gestoßen, er witterte Unrecht, Betrug, geriet ganz außer sich, wurde schier verrückt. Dieser Umstand führte dann eben zu der Katastrophe, mit der sich der erste meiner beiden Romane, der einführende, befaßt oder die, besser gesagt, seine äußere Handlung ausmacht. Doch bevor ich mich diesem Roman zuwende, muß ich noch über die anderen beiden Söhne Fjodor Pawlowitschs, über Mitjas Brüder, berichten, muß erklären, warum sie hier erscheinen, woher sie gekommen sind.